



Die Mutter sitzt bei der Wiege.

1.
O dieses Wunder, daß in dir
Mein Leben Kraft geworden ist,
Daß du so ganz Erfüllung mit
Und Antwort meinem Wesen bist, —
Daß mein verschwiegnes frühestes Leid
Stumm weiterklingt in deinem Blut,
Vergehn' Freunde fernster Zeit
Als Glanz in deiner Seele ruht!
Daß heiß dein Herz in meinem Schlag,
Daß dein Geschick in meinem schließt,
So lange, eh mein Schoß dich trug,
Und eh ich dich bei Namen rief . . .

2.
Ich bin dir nie so nah als nachts,
Wenn rings um uns das Dunkel schweigt,
Geheimnisvoll lebendig nur
Dein Atem fällt, dein Atem steigt.
Ich denke jener holden Zeit,
Da du in mir versenkt geruht,
Da unser Atem einer war,
Bewegt von eines Lebens Flut,
Ich denke einer fernern Zeit,
Wenn uns die stumme Nacht umgibt:
Einst ruhn wir wieder ganz vereint
Mit allem, was wir je geliebt.

Ina Selbel

Zur Jugendfrage.

Von Artur Biedler.

Auch die Organisation der arbeitenden Jugend hat sich der zerkleinernden Wirkung des Weltkrieges nicht zu entziehen vermocht. Wenn auch nicht zu verkennen ist, daß die ungeheure industrielle Inanspruchnahme der Jugendlichen einen Hauptgrund mit für den gegenwärtigen Mißstand bildet, so ist doch dessen Wirksamkeit mit der Dauer des gegenwärtigen Ausnahmezustandes begrenzt, während dem Leser sich die Fehler unserer Arbeit zutage treten, deren Vermeidung erst künftige Erfolge ermöglicht.

Die geistige und organisatorische Selbständigkeit, deren sich unsere Jugendorganisationen im Gegensatz zu den gleichen Unternehmungen des Bürgertums erfreuten, stellen eine weit unsichere Grundlage der Bestandserhaltung dar, als man es sich zum Ziel noch bis heute zugestehen will. Mit der Einsicht, daß die Formen unserer Jugendarbeit in höchstem Grade unzulänglich waren, tauchte die Fragestellung „Jugendpflege oder Jugendbewegung“ in den Erörterungen der Parteipresse wie der beteiligten Instanzen auf; und die Erfahrungen, die man machte, schienen der Auffassung recht zu geben, die sich für eine straff disziplinierende Jugendpflege entschied. Das wird noch durch die Tatsache bestätigt, daß die Jugendbewegung dort, wo ihre Verwaltung in den Händen gewerkschaftlicher Instanzen oder erwachsener Parteigenossen liegt, noch die verhältnismäßig günstigste Bilanz aufzuweisen hat. In den Bezirken dagegen, wo die Gestaltung ihrer Geschäfte fast ganz auf den eigenen Willen der Jugendlichen gestellt war, hat das System einerseits durch die Einziehung der reiferen Jugendgenossen, andererseits durch das Hineintragen der Parteikonflikte in das geistige Leben der Bewegung zumeist einen Zusammenbruch erlitten.

Das leidenschaftliche, leicht zu mißbrauchende politische Interesse der jungen Arbeiter ist somit für die gesunde Zukunft der Sache eine Gefahr, der nur durch Leitung desselben, jedoch niemals durch Unterdrückung begegnet werden kann.

Diese Erkenntnis führt aber unbedingt zu dem Zwange, von einer Stellungnahme zu einer der beiden Extreme abzulassen und die Notwendigkeit einer pädagogisch-organisatorischen Komplizierung der Frage zu schlussfolgern.

Die Entwicklung des Proletariats von der Schule bis zur Kaserne stellt einen Sturmlauf dar, auf den entscheidenden Einfluß zu gewinnen nicht nur Sache kluger Zweckmäßigkeit ist, sondern auch die westenwendenden Ziele des Sozialismus ist, sondern auf die Befriedigung höchst lohnenden Ehrgeizes. Die Beschäftigung mit der Jugend sollten sich die Besten aus unseren Reihen angelegen sein lassen; es sollte mit dem häufigen Gebrauche ausgeräumt werden, daß Leute in Ermangelung anderer Betätigungsfähigkeit das unterschätzte Meßort eines Jugendbeirates zugewiesen wird. Der Verfasser würde sich nicht zu diesem Vorwurfe versucht fühlen, wenn nicht reichliche praktische Erfahrungen denselben rechtfertigten. Mit der Wüste des Diktators, mit dem deutlichen Hinweis auf die finanzielle Abhängigkeit etwa vom Gewerkschaftskartell als letzten Trümpf bei der Entscheidung von Streitfragen ist nichts geschafft, dadurch werden nur unerquickliche Situationen geschaffen, die einen günstigen Nährboden für Verwirrungen bilden, wie sie gegenwärtig den Bestand der in einem Jahrzehnt mühevoll aufgebauten Organisation bedrohen.

Die frühe wirtschaftliche Selbständigkeit gibt dem jungen Arbeiter ein hohes Maß von Eigenmächtigkeit und Verant-

wortungsbedürftigkeit, die verstanden und geleitet werden will, aber nicht unterdrückt und gemäßigelt werden kann. Also Erzieher, d. h. in diesem Falle Männer und Frauen des arbeitenden Volkes, die ihr — wohl durch Alter und Erfahrung zur Reife gereift — den Ueberchwang und die radikale Latenz der Jugend zu würdigen und zu leiten versteht und selber mit der Jugend jung zu sein will, an die Front!

Eine der betrübendsten Feststellungen ist ferner die des großen Wechsels der Mitglieder; der Grund ist in einem der Hauptfehler des bisherigen Systems zu suchen. Versehen wir uns einmal in die Psyche eines jungen Proletariats, der am Tage nach seiner Schulentlassung in die Reihen der freien Jugend tritt. Ein Jahr lang läßt er die — selten methodische — Reihenfolge der Vorträge und Veranstaltungen über sich ergehen, dann kommen die neuen Kommanden, an die wieder mit denselben Voraussetzungen herangeführt werden muß — er ist fertig! Er, dessen Vorstellungswelt sich kaum von der in der Volksschule eingepaukten losgelöst hat, der über die knappe Weisheit einiger Flugblätter und Broschüren noch nicht hinaus ist, wird der agitatorischen und verwaltenden Tätigkeit eingereicht (die übrigens unter Hintanstellung der eigentlichen Bildungsaufgaben einen viel zu großen Raum einnimmt) und geht in derselben fast bald vollständig auf. Wird er nicht einer von denen, die die Regeln der parlamentarischen Geschäftsordnung mit virtuoser Leidenschaftlichkeit handhaben und mit den bunten Bällen der Schlagworte in jeder Versammlung jonglieren, so wendet er bald der Jugend den Rücken, taucht im Chaos bürgerlicher Bestrebungen unter oder begnügt sich mit achselzuckender Gleichgültigkeit. Es sei denn, daß ihn die Wanderfröhllichkeit oder die Anwesenheit des anderen Geschlechts in unseren Reihen hält, aber selbst für diese Abigungen wird er anderwärts die Gelegenheit ausgiebigerer Betätigung finden.

Als dringendste Forderung ergibt sich aus diesen Erfahrungen die Wiederherstellung der örtlichen Jugendbewegung in Alterssektionen.

Etwa: I. Sektion der Schulentlassenen. Väter derselben sind vom Jugendausschuß gewählte erwachsene Genossen bzw. Genossinnen. Ihr Zweck ist Pflege edler Geselligkeit, Erweckung proletarischen Solidaritätsgefühls, Erziehung zu eigenem Denken, hygienische und sittliche Aufklärung, Gesundheitsbildung, Einführung in die Grundbegriffe der Wissenschaften.

II. Sektion der 16-18jährigen. Sie würde sich unter eigener Leitung ihrer Geschäfte und Vertretung ihrer Meinung im Jugendausschuß mit der politischen und wirtschaftlichen Erziehung ihrer Mitglieder befassen, durch Diskussionsabende eine Orientierung in allen wissenschaftlichen und kulturellen Fragen vermitteln und vor allem durch Kurse und Vorträge eine tiefergehende methodische Bildung ihrer Mitglieder erstreben.

Die Sektion der 18-23jährigen Parteigenossen schließlich dürfte als geistige Zusammenfassung im Rahmen der Partei durch ihre bildende und disziplinierende Tätigkeit am tauglichsten Objekt einen Sauerbrunnen darstellen, der für die Durchdringung der organisierten Arbeitermassen mit sozialistischer Kultur von Jahr zu Jahr an unschätzbare Bedeutung gewinnen würde.

Selbstverständlich schließt eine derartige Gliederung das Miteinanderarbeiten der einzelnen Sektionen so wenig wie die Gemeinsamkeit gewisser (künstlerischer, sportlicher) Veranstaltungen aus. Auch den beruflichen Bildungsbestrebungen der Gewerkschaften soll nicht ihre Verächtlichung abgesprochen werden, aber damit hat sich auch ihr Zweck erschöpft und gegen die Absicht einer rein gewerkschaftlichen Jugendbewegung muß entschieden Front gemacht werden.

Somit würde die Beschlusskraft von der Generalversammlung auf den Jugendausschuß übergehen, die einzige Folgerung, die man aus dem Mißstand der bisherigen „Selbständigkeit“ ziehen kann. Das ist eigentlich nur der Vollzug einer Selbstverständlichkeit; weniger noch wie etwa die Frauenbewegung kann sich die Jugendbewegung selbständig politisch auswirken, sie bedarf dazu der Instrumente der Arbeiterklasse: der Partei, der Gewerkschaften und ihrer Macht.

Der Ring der Jahreszeiten.

Wohl noch nie seitdem die uralte Bauernwissenschaft der Wetterkunde sich zum „modernen Prachtbau“ der Meteorologie gewandelt hat, ist diese Wissenschaft so vollständig gewesen wie in den letzten zwei Jahren, da Millionen besorgter oder freudiger Augen jedes Wölkchen auf seine Beziehungen zur Lebensmittellarte hin prüften und wir Städter auch einmal etwas von der Gebundenheit und den tiefen Wurzelgefühlen des von seiner Scholle abhängigen Bauern empfanden, für den jeder auflebende Morgen ein Wort eines Schicksalspruches ist, den er nicht abändern kann. Wie ein Ring des Schicksals ist über ihn die ewig sich drehende Kette von Tagen gespannt, von denen keiner sich gleich, so sehr auch unser kurzlebiges Empfinden sich in der gegenseitigen Enttäuschung wiegt. Das veränderliche Klima unseres Heimatlandes, von dem man mit Recht gesagt hat, es ändere sich unter deutschem Himmel alle drei Tage das Wetter, es macht weidlich Anstrengungen, um über das eiserne Gleichmaß der Jahreszeiten hinwegzutäuschen. Nach aufeinander folgende Störungen rütteln ununterbrochen an dem Eindruck, es sei jetzt „just das richtige Wetter“, und Wetterumschläge, Sturm- und Rälteeinbrüche, vorzeitige oder ungewöhnliche Hitzeperioden versehen namentlich scheinbar die Grenzsteine von Frühling, Sommer und Herbst. Und so kommt es, daß die Behauptung von der vollkommenen Gleichmäßigkeit unseres

Klimas erst Beweise braucht, um Glauben zu finden. Ihr Beweis liegt in der Geduld der Beobachtung und wird glänzend erbracht, wenn wir die Wetterbeobachtung nur genügend weit ausdehnen und genügend lang fortsetzen. Schon dem nicht fachgemäß Forschenden wird es aufgefallen sein, daß bereits innerhalb eines Jahres eine Regelung aller auffälligen Abweichungen vom Normalklima des gleichen Ortes einzutreten pflegt. Wenn die Niederschlagsmenge eines Ortes jährlich 800 Millimeter, die Jahresdurchschnittstemperatur 9 Grad Celsius beträgt, so wird eine solche Rechnung etwa nach folgendem Schema verlaufen. Wenn das Frühjahr zu trocken war und bis zum Ende der ersten Jahreshälfte um 200 Millimeter Regen gefallen ist, kann man fast mit Sicherheit annehmen, daß die andere Hälfte um so niederschlagsreicher sein wird. Wurde im trockenen Halbjahr die jeweilige Durchschnittstemperatur der Jahreszeit um 1 bis 2 Grad Celsius überschritten ist, ist anzunehmen, daß der Umschwung länger andauerndes Kältewetter mit sich bringen wird. Erfahrene wissen längst, daß man einen zu warmen Sommer mit einem kalten Winter zu bezahlen pflegt und einen warmen Winter mit vielen trüben Sommertagen, wobei sich das „Jahr“ des Ausgleiches weniger nach dem Kalendermann und seinem Jahresende, wie vielmehr nach dem Jahreszyklus des alten Rom, das am 1. März Neujahr feierte, zu richten scheint.

Zimmerhin gibt es gegen diese Regel noch erhebliche viele Ausnahmen, und eine Periode trockener Jahre oder kalter Winter gehört für jedermann zu den geläufigen Erinnerungen, aber man wird, wenn man sie genau prüft, finden, daß dabei häufig eine psychologische Schwäche mit unterläuft. Unser Gedächtnis hat nun einmal die Neigung, nur das ganz Außergewöhnliche aufzubewahren. Wenn also — um bei dem vorigen Beispiel zu bleiben — in einem Jahreszyklus der landwirtschaftlich wichtige April aller Niederschläge entbehrt, dadurch eine Missernte begünstigt wurde, wird die Bauernschaft des ganzen Landes dieses Jahr als Trockenjahr im Gedächtnis behalten, auch dann, wenn der im April entstandene Ausfall von etwa 100 Millimeter Regen in den nachfolgenden Herbstmonaten etwa im Verlauf von fünf Monaten wieder hereingebracht und die jährlichen 800 Millimeter dadurch sogar etwas überschritten wurden.

Trotzdem zeigt sich, wenn man Jahreszeitenkurven desselben Landstriches prüft, die eigentümliche und noch ganz unerklärte Tendenz, daß drei, fünf oder sieben Jahre lang ein ähnlicher Jahreszeitenablauf herrscht, was sich übrigens gerade jetzt in den drei vielbeachteten Kriegsjahren auch gezeigt hat. Die uralte Erfahrung des Volkes hat das bemerkt, und nicht nur in der Bibel, sondern auch in vielen deutschen Sagen und Märgen lehrt der Begriff von sieben bösen oder sieben guten Jahren wieder.

Man kann aber mit Sicherheit darauf rechnen, daß die einer Periode folgenden Jahre den Ausgleich bringen, daß also, um mit dem Märchen zu reden, auf die sieben mageren Jahre wirklich sieben fette zu folgen pflegen.

Und ganz sicher stellt sich der Ausgleich in noch längeren Zeiträumen ein. Im besonderen entsteht der Eindruck, als verwichen der Ablauf von 70 Jahren schon vollständig die Ausweichungen der geraden Linie. Ganz sicher ist dies mit dem Säkalum (Jahrhundert) eingetreten, und so schlummert im ganz Verborgenen eine gewisse Verechtigung auch für den vielgeläufigten oder noch mehr geschätzten hundertjährigen Kalender.

Schon diese Beobachtungen geben Anhaltspunkte zur Beurteilung kommender Jahre und Jahreszeiten. Jedes Jahr bringt eine Erbschaft mit, nämlich die Tendenz zum Ausgleich. Nachdem in dem achten und neunten Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts die Zahl der überfeuchten und zu kalten Jahre größer war, muß das Ausgleichsdepot im ersten und zweiten Jahrzehnt des gegenwärtigen Säkalums nach der anderen Richtung schwingen. Innerhalb dieser allgemeinen Tendenz aber stehen wie mit 1917 in einem Jahrsteile der „mageren Jahre“. Dagegen muß, da der entsprechenden Jahresdurchschnitt mit den ersten 7 Monaten des Jahres noch unterboten ist, der Rest mehr Niederschläge bringen als sonst, was im August mit seinen häufigen Regengüssen im größten Teile Deutschlands schon begonnen hat.

Diese Prognose ist natürlich jeweils durch das lokale Klima beeinflusst. Norddeutschland hat einen anderen Ring der Jahreszeiten als München, und Posen erlebt das ganze Jahr anders als Düsseldorf. In München regnet es auch in einem trockenen Jahre durchschnittlich an 20 Tagen öfter als in Berlin. Im allgemeinen stellt aber Mitteleuropa so ziemlich eine „gemeinsam schwanke“ Einheit dar, und man unterscheidet eigentlich in Europa bis je nur drei große Typen von Witterung: das feuchtwarmer Westwetter, das trockenkalte Ostwetter und das echte deutsche Wetter, von dem man mit bedachtsamem Scherz gesagt hat, es drohe bei Sonnenschein stets mit Regen, und läble sich ab, wenn es warm wird. Nimmt man ganz Europa in Bedacht, so verschwinden auch die jahreszeitlichen Schwingungen in bemerkenswerter Weise, und es ist schon oft genug der Fall, daß man einer südwestdeutschen Schlechtwetterperiode in Ostpreußen oder Schlesien entgegen kann. Auf der ganzen Erde herrscht strengstes Gleichmaß, und über sie geht Jahr um Jahr genau dieselbe Menge Regen, das gleiche Maß von Sonnenwärme nieder. Was uns als Jahreszeit und Wetterlaune erscheint, ist nur die Verschiebung der einzelnen Rängen, aus denen dieses Kapital auf dem Rechenbrett der Welt besteht. Es gibt keine Trockenperiode, die gleichzeitig auf der ganzen Erde dauert und keine Einfluß, in der alles ertrinken könnte. Sondern die Regemenge, die irgendwo fällt, geht anderswo ab, und die Wärme, die uns gesendet wird von unserem himmlischen Wohltäter, bleibt sich zu allen Jahren gleich. Nicht einmal die vielberufenen Sonnenfluten beeinflussen sie irgendwie merkbar, seitdem wir Menschen ein Wissen davon besitzen.

Wie kommt man zu solchen kategorischen Behauptungen? Es gibt auf Erden einen historischen Kalender der Jahreszeiten und Jahre, der sie seit Jahrmillionen mit nimmerwankender Genauigkeit registriert und auch die kleinste Abweichung aufzeichnet. Das ist die Pflanzwelt.

Sie ist auf Sonnenschein und Regen aufgebaut, lebt von Licht, Wärme und Wasser und hat sich so peinlich genau danach eingerichtet, daß man einen regnerischen Sommer noch nach einem Jahrhundert im Walde erkennt. Woran? An dem Zuwachsring der Holzgewächse, der stärker ist in einem feuchtwarmen Sommer, dünner in den trockenen Jahren. Die Pflanzen sind jede in ihrer Art an ein gewisses Klima, einen bestimmten Durchschnitt der Temperatur und Niederschläge, eine gewisse Regelmäßigkeit der Verteilung von kalt und warm, feucht und trocken angepaßt und flücheln sich überall an, wo ihr „Existenzanspruch“ verwirklicht ist.

So genau ausbalanciert ist dieser Anspruch, daß sie alle Gebiete besiedelt haben, wo ihr Daseinsminimum verwirklicht ist, und sofort zu Grunde gehen müssen, wenn auch nur die leiseste Aenderung des Klimas eintritt. An den „Grenzen“ ihrer Verbreitungszone merken sie schon eine Temperaturänderung von einem kalben Grad und noch weniger. Ein, zwei Duzend Jahre, bei Pflanzensamen ein paar Jahrhunderte lang, kämpfen sie noch mit der Ungunst des Schicksals, dann weichen sie zurück. An den Orten, wo sich die Lebensverhältnisse verschlechtern, sterben sie aus. Man kann daher, wenn man alte Baumstümpfe in einem Pflanzensamen scheidet, wo jetzt kein Wald mehr hochkommt, zuverlässig auf ein „Trockener- oder Nasserwerden“ des Klimas schließen.

Das weiß die wissenschaftliche Forschung schon längst, und alle ihre Angaben über Klimaänderungen der Vorzeit beruhen auf Hunderten vorweltlicher Lebewesen, die auf ein anderes Klima angewiesen sind, als später an dem betreffenden Ort geboten wurde. Der Ring der Jahreszeiten bleibt also nicht ewig unveränderlich, sondern — in sehr langen Zeiträumen zwar — spant sich immer wieder anders über den Erdball.

Da mag es uns denn besonders wunderbar erscheinen, daß Deutschland gerade gegenwärtig mitten in einer Klimaänderung begriffen ist!

Diese „Gegenwart“ umspannt freilich eine runde Summe von Jahrhunderten, fällt aber immerhin noch in die historische Zeit. Die klassischen Zeugen hierfür sind die Verbreitung der Haselnuß und das Vordringen der Fichte.

Die Haselnuß reicht gegen Norden über die Grenzen des Reiches hinaus und war noch im Mittelalter im nördlichen Schweden heimisch. Wie nun der schwedische Botaniker Cumanus Andersson festgestellt hat, kämpft sie gegenwärtig bereits in Südschweden mit dem Klima. Dieses muß also seit 1000 Jahren in Schweden rauher geworden sein.

Daß diese Verschlechterung aber nicht ohne Rückwirkung auf die südlicheren Länder blieb, wird auch bei uns genügend bezeugt. Deutschland galt den Römern als Eichenland, während es heute diesen Charakter nicht mehr besitzt, sondern ein ausgesprochenes Kiefern- und Fichtenland ist. Sogar die Buche, welche noch zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts der Charakterbaum vieler deutscher Mittelgebirge war, weicht seit einem Jahrhundert rapid der einförmigen Fichte.

Der erste Gedanke, daß sich hierin Menschenwillkür ausdrückt, weicht bald besserer Einsicht, wenn man es sich überlegt, warum der Förster heute allenthalben die Fichte bei der Neuaufforstung vorzieht. Weil sie raschwüchsiger ist und damit rentabler. Warum aber wächst sie so rasch, warum ist sie widerstandsfähiger als die Buche oder gar Eiche? Weil ihr das Klima behagt, jenen aber nicht. Sie ist eben anspruchslos, die Buchen und Eichen dagegen brauchen wärmeres Klima, als ihnen jetzt in den meisten Teilen Deutschlands geboten wird. Die Praxis des Forstmannes paßt sich nur dem an, was die Natur auch ohne ihn tun würde. Dies sieht man an den urwaldähnlichen Naturwäldern der deutschen Alpen, in denen auch ohne des Menschen Zutun die Fichte sichtbar an Raum gewinnt und die Eichen deutlich aussterben.

Der Vorgang ist in den Zeiten seit dem dreißigjährigen Krieg merkbarer als vordem, und man hat mit voller Bestimmtheit aus ihm auf eine Klimawandlung geschlossen, wie ihrer auch früher viele da waren, und die bei einer Senkung des Jahresdurchschnittes um 3-5 Grad Cels. eine Wiederkehr der Vergleiche weiter Teile deutschen Bodens zur Folge haben müßte. Davon aber sind wir noch weit entfernt. Nur daran können wir nicht mehr zweifeln, daß der geheimnisvolle Ring der Jahreszeiten noch vieles in sich birgt, dessen Zusammenhänge, so fühlbar unser Leben auch daran hängt, dem menschlichen Wissen noch und vielleicht für immer verborgen bleiben, weil sie in große Zeiträume und ins ganze Weltall hinaus weisen und nicht von einem Punkt der Erde aus erkannt werden können.

Wo bleiben die neuen Dramatiker?

Von Adolf Behne.

Die Berliner Bühnen beginnen ihre neue Spielzeit. Das ist die Gelegenheit, zu erinnern an eine Reihe von Forderungen, die schon seit Jahren immer und immer wieder erhoben werden müssen, weil sie bisher nur in ganz ungenügendem Maße zur Verwirklichung gebracht worden sind. Wir wollen gewiß gern abwarten, was die Herren Direktoren für uns einstudieren werden, wollen aber schon jetzt zu Protokoll geben, was wir von ihnen unbedingt erwarten müssen.

Unser Theater ist ja in einem merkwürdigen Zustand. Es geht ihm eigentlich recht gut. Große pekuniäre Erträge machen es technisch und darstellerisch sehr leistungsfähig. Die Gunst des Publikums, Voraussetzung dieses materiellen Gedeihens, gibt ihm eine nicht geringe kulturelle Würde, die nur von einigen ein wenig zu abfällig vorgefaßt wird. Jedensfalls: ganz ungewöhnlich viel Wohlwollen wird dem Theater geschenkt.

Aber es ist auf dem so strahlenden Repräsentationsfeld beharrlich ein dunkles Fleckchen. Es finden sich immer Leute, und zwar sonst durchaus wohlwollende Leute, keine Theatergegner, sondern eher das Gegenteil von solchen, die am modernen Theater einen schmerzlichen Vermissen: das kühne Einsehen der materiellen und künstlerischen Kräfte für die zeitgenössische Bühnenliteratur, für die lebenden jungen Dichter.

Fast alles wäre in schönster Ordnung, wenn dieser Einwand nicht wäre. Er macht allen am Theater Interessierten das Herz schwer: den Direktoren, den Dichtern, den Kritikern, den Schauspielern und dem Publikum. Sofort wäre allseitige Zufriedenheit erreicht, wenn das moderne Theater sich erinnern wolle, daß doch einmal Schillers „Räuber“, Goethes „Götz“, Lessings „Mina“ und Grillparzers „Anstalt“ auf deutschen Bühnen zur Erkaufführung gekommen sind — zu Lebzeiten ihrer Dichter! Was wäre die Vergangenheit der deutschen Bühne ohne das untergängliche Verdienst solcher Pflichterfüllung an den Lebenden? Und was wäre die heutige Bühne, könnte sie ihren sonstigen rein darstellerischen Verdienst ein solches lebendiges, im höchsten Sinne künstlerisches und kulturelles Verdienst hinzusetzen?

Und doch machen wir jahraus jahrein die immer wiederholte Erfahrung, daß die Herren Direktoren unter enormen Kosten das hundertste Programm verwirklichen — an den neuen, neuen wogenden, Neues bringenden Dramatikern aber achseln vorübergehen.

Ueberlegen wir uns nun, wo die Schuld an dieser Erscheinung liegen mag, so ist zunächst klar, daß die Bühne keine neuen Dichter aufzuführen kann, wenn keine da sind. Aber diesen Einwand kann

kein Direktor, kein Dramaturg im Ernste machen, solange er nicht zum mindesten diese Dichter aufgeführt hätte: Hermann Effen, Effe Rastler-Schiller, Arno Holz, Reinhold Sorge. Diese Dichter sind mit den Mitteln der heutigen Bühne aufzuführen. Man wird aber doch schon bei Aufführung dieser Dichter entdecken, daß eine Notwendigkeit der Erneuerung unserer gesamten Bühnenkunst erforderlich ist, und auch das haben uns bereits einige Dichter gezeigt, welcher Art diese Erneuerung sein muß: die Dichter Paul Claudel, Paul Scheerbar und August Stramm. Von ihnen allen scheint in dieser Spielzeit Hermann Effen endlich zur mehrfachen Aufführung zu kommen, nachdem er mehr als ein Duzend köstlicher Bühnenwerke durch lange Jahre allen deutschen Bühnen angeboten hat! Die anderen aber hat auch für diesen Winter noch kein Direktor uns zu verschreiben sich gedrungen gefühlt.

Nun wird von den Direktoren und ihren Dramaturgen gern das Publikum als der Sündenbock für die Mängel unserer Bühnenkultur hingestellt. Das große Publikum, von dessen Wohlwollen die Theater schließlich existieren, sei zu anspruchslos, als daß den Theaterleitern die Lust zur Aufführung noch nicht sicherer Autoren nicht vergehen sollte. Die Menge ströme in jene Schaufläden, die fragwürdige, minderwertige, billige, leichte Duzendware spielen. Die Kritiker der Presse dagegen verleiteten ihren Wagemut den Direktoren und umgekehrt durch die Versteigerung ihrer Forderungen, weil sie an allem Neuen instinktiv nur Schwächen konstatieren wollten, für die Vorgesäte aber keinen Blick hätten. Mag sein, daß einige Berechtigung in der zweiten Behauptung steckt, so glaube ich doch, daß der erste Teil dieser Anklage nicht ohne weiteres zu Recht besteht. Gewiß, ein nicht geringer Teil des Publikums bevorzugt Kino oder Zingelangel und ist von ihm nicht wegzubringen. Aber haben wir nicht Erfahrungen genug, daß sich selbst für sehr anspruchsvolle Kunst ein ausreichendes, die Sache tragendes und ständiges Publikum finden läßt?

Wahre Kunst findet ein Echo, wenn sie nur in sich selbst nichts Ausschließendes, Isolierendes, Vorrechte Beanspruchendes enthält — wo aber täte das wahre Kunst? Sicher ist mir jedenfalls, daß man ganz allgemein mit viel höheren Ansprüchen an das Publikum herantreten sollte, als so gemeinhin, nicht ohne Hochmut ob der eigenen Vollkommenheit, angenommen wird. Wer hätte zum Beispiel gedacht, daß sich für die strenge, unerbittliche, das Letzte an Fingende verlangende Dichtung Strindbergs („Ostern“, „Kauf“, „Traumspiel“) ein so andächtiges, dankbar verstehendes großes Publikum finden würde, wie es jenes Theater seit Jahr und Tag füllt, das zuerst den Mut hatte, Strindberg, den späten großen Strindberg, zu spielen.

Was in allem: auch am Publikum liegt die Schuld für das Ausbleiben von Aufführungen neuer deutscher und fremder Bühnendichter nicht! Nein, die Dichter sind da, und das Publikum wäre da... wie steht es aber mit den Theatern? Die Schuld, scheint mir, bleibt an den Theatern hängen.

Es ist ein in der Öffentlichkeit von „Fachleuten“ ganz offen diskutierter Zustand, daß die Direktoren Werke von möglicherweise ausschlaggebenden Dichtern annehmen — nicht jedoch, um sie in absehbarer Zeit aufzuführen, sondern um sie für die Zukunft, wenn der Dichter nunmehr ein Geschäft zu werden verspricht, den anderen Bühnen fortgeschleppt zu haben. Aufzuführen werden sie den betreffenden Dichter erst, wenn er kein Risiko mehr ist, sondern eine gemacht Sache. — Ist dieses Vorgehen nicht außerordentlich traurig? Es beweist, daß der Mut bei den Direktoren mangelt. Diese denken gar nicht daran, für den Dichter, vor dessen künstlerischer Qualität sie doch durch Annahme seines Stückes den Hut zogen, durch eigene Leistung etwas zu tun. Sie warten, bis andere ihm den Weg bereitet haben. Wenn die Mehrzahl der Theaterleiter so denkt, dann hat man allerdings die Begriffe „Theater“ und „Kultur“ nicht mehr in einem Atem zu nennen. Sie denken aber notwendig so, weil über sie letzten Endes kapitalistische Interessen entscheiden, oder, was auf dasselbe hinausläuft, weil sie nicht der Kultur des Ganzen dienen, sondern der Unterhaltung der „Gesellschaft“. Sie werden also ein gesellschaftliches Ideal verfolgen. Das Ideal der Gesellschaft aber ist das „Geistliche“. Wahre Kunst jedoch ist niemals geistlich, weder Tolstoj, noch Strindberg, noch Dostojewski, weder Scheerbar, noch Eichendorff oder Kleist. „Geistlich“ sind jene Schlingel der Salons, die Sternheim, Kaiser, und diese sind es denn auch, die, wenn überhaupt einmal neuere Autoren zur Aufführung kommen, dem Publikum vorgelegt werden. So entsteht dann jener Zustand, den für die französischen Verhältnisse André Gide sehr richtig formuliert hat: „Wir haben im Grunde genommen zwei verschiedene Theater: ein wichtiges, das geschrieben ist und nicht gespielt wird, und ein gezieltes Theater, das, gar nicht sehr wichtig ist!“

Ganz ebenso ist es bei uns, und schon diese Uebereinstimmung beweist, daß die Ursachen tiefer liegen müssen als in der mangelnden Einsicht einiger weniger Personen.

Machen wir uns aber einmal klar, was jener Zustand, von dem wir oben sprachen, bedeutet: Der produktive Mensch, der Dichter, sagen wir ein junger, neuer Kleist, ist das tote Spekulationsobjekt eines Menschen geworden, der, obwohl selbst nur Kritiker, ihn bindet und an der Entfaltung hindert. Ist ein solcher Zustand nicht geradezu unsittlich?

Ueberdenken wir noch einmal den Zusammenhang, so wollen wir nicht leugnen, daß ein Teil des Publikums zu gewinnen sein wird, daß ein Teil der Kritik vor Wagnissen absteht. Aber der weitaus größte Teil der Schuld bleibt an den Theaterleitern hängen, die mehr und mehr den Zusammenhang mit der Entwicklung unserer Kultur verlieren. Und die Dichter haben es auszukosten, die besten bis auf den bitteren Rest. „Wo bleiben die neuen Dramatiker?“ — Im Tischkasten der Herren Dramaturgen.

Jugleich aber scheint mir, daß hier der Punkt ist, wo der neue „Verband zur Förderung der deutschen Theaterkultur“ seine Kraft einsetzen sollte: Alle akademischen Erörterungen werden hinfällig und überflüssig, sobald eine Tat möglich ist, die das Bedürfnis wiegt und wirkt. Diese Tat ist: setzt die Aufführung der jungen Dramatiker durch!

Herbstanfang.

Am Sonntag, den 28. September, um 4 Uhr nachmittags, überschreitet die Sonne in ihrer scheinbaren Jahresbahn wieder den Äquator, um bis zum 21. März 1918 südlich von ihm zu bleiben. Damit beginnt in astronomischem Sinne der Herbst, dessen Rad sich ja bereits in den letzten Wochen unternehmbar bemerkbar gemacht hat. Er folgt in diesem Jahre auf einen Sommer, der hinsichtlich seiner andauernden Wärme und Beständigkeit seit Jahrzehnten seinesgleichen nicht hatte, wenigstens so weit ein großer Teil Mitteleuropas, namentlich Mittel- und Norddeutschland, in Betracht kommt.

Dieser Sommer hat in jeder Hinsicht dem Meteorologen viel Bemerkenswertes. Völlig ungewöhnlich war vor allem sein Beginn, der sich unmittelbar und ohne jeden frühlingshaften Uebergang von längerer Dauer an den ausnehmend langen und strengen Winter anschloß. Dieser Winter dauerte, ohne daß irgendwie der Frühling sich merkbar regte, bis zum 30. April; infolgedessen war bei Beginn warmer und sonniger Witterung am 1. Mai die Vegetation im ganzen Lande noch völlig unerwacht. Schon nach wenigen Tagen wurden aber überall 25 Grad Wärme überschritten; einige

nach verbreiteten, Gewittern stagenweises Wetter, dann Regen, am 6. Mai sehr empfindlich war, waren aber nicht von Dauer, da schon nach ein oder zwei Tagen überall wieder warmes Wetter eintrat. Am 18. Mai kamen in Süddeutschland, tags darauf auch in Hannover, zum erstenmal 30 Grad Wärme vor; Tagebedingung erreichte am 14. Mai schon 32 Grad Celsius. Während der nächsten vier Wochen herrschte, nur von ganz vorübergehenden und unwesentlichen Rückschlägen unterbrochen, dauernd heiteres und sommerlich warmes Wetter, wovon am 12. Juni die heißeste Zeit des Jahres begann, die bis gegen Ende des Monats dauerte. Am 20. wurden in Berlin, Tagebedingung und Königsberg 35 Grad Wärme erreicht, worauf die Hitze wieder nachließ, ohne daß aber der durchaus hochsommerliche Charakter der Witterung verloren ging.

Mit der langen Wärmeperiode im Mai und Juni war in Norddeutschland eine Periode fast völliger Dürre verbunden, während der Süden und Südwesten des Landes unbeschadet sommerlicher Witterung ausreichende, sogar recht ergiebige Niederschläge hatte, die in Begleitung sehr zahlreicher Gewitter fielen. Ueberhaupt war der Sommer gewitterreich, insbesondere im Süden und Südwesten Deutschlands, nächst dem Westen des Landes, während in den nördlichen und östlichen Landesteilen die Zahl der elektrischen Entladungen sich in mäßigen Grenzen hielt. In manchen Gegenden blieben die Gewitter sogar hinter der normalen Zahl zurück. Mit dem Beginn des Monats Juli wurde die Witterung zwar veränderlicher, der Charakter eines schönen und warmen Sommers blieb aber trotzdem in den meisten Landesteilen uneinträchtig, und im August kam es sogar nochmals zu sehr großer Hitze.

Es bleibt für das künftige Wetter zu berücksichtigen, daß die Sonnenaktivität nach wie vor sehr stark ist und daß in den Zeiten des Sonnenfleckenmaximums eine ausgeprägte Neigung zu Witterungsextremen besteht. Demgemäß muß man darauf gefaßt sein, daß der Winter früher oder später auch wieder strenge Kälte bringt; ebenso muß mit der Möglichkeit eines sehr regenreichen Herbstes gerechnet werden, zumal seit dem Beginn des Jahres die Niederschläge im allgemeinen sich unter dem langjährigen Durchschnitt gehalten haben. Darauf folgt früher oder später immer wieder ein Ausgleich durch besonderen Niederschlagsreichtum, und dieser Ausgleich kann nach einer so langen Periode des Regenmangels nicht mehr fern sein.

Residenz-Theater: „Dykerpotts Erben“.

Romdise von Robert Grösch.

Wie im Dresdener Hoftheater, wo diese von einem Redakteur unseres Dresdener Parteiblattes verfertigte Komödie zum ersten Male über die Bühne ging, ward ihr auch hier sehr freundliche Aufnahme zuteil. Berichte aus Dresden hatten sogar von einem Seitenstück zu des Genossen Rosenow's Komödie-Lustspiel gesprochen. Das freilich mußte falsche Vorstellungen erwecken. Die Verwandtschaft beschränkt sich einfach darauf, daß in beiden Stücken vierfüßler unsichtbar als dramatische Helden figurieren, um deren Leben und Leiden sich die Handlung dreht. Die respektlosen Streiche des Roters, für den der gutmütige Dreckslergeresse der Rosenow'schen Komödie seinen Kampf ums Recht führt, spielen da eine ähnliche Rolle, wie die bissige Menschenfeindschaft des wilden Roters Strupp, den seiner verstorbenen Gebieter Dykerpott ausersehen hat, die lieben Verwandten nach seinem Tode noch zu ärgern. Aber während sich um den Roten eine kleine Welt gruppiert, die die sozialen Schichtungen und Kämpfe der Gesellschaft ergötzlich humoristisch widerspiegelt und das Gebräuge einfacher Menschenmöglichkeit überall bewahrt, ist von der Weite eines solchen Ausblicks wie von dem realistischen Sinn in „Dykerpotts Erben“ nichts zu spüren. Die Satire, zu der der hübsche Einfall ausgesprochen wird, arbeitet allzusehr mit Wiederholungen und gleichzeitig mit jenen Farben greller Uebertreibung, wie sie heute, wo Sternheim als eine Leuchte der Komödienrichtung gilt, noch mehr vielleicht wie früher gang und gäbe sind.

Das Drollige des Motivs ist eigentlich im ersten Akt schon ausgeschöpft. Die Dykerpottschen Verwandten, bögigerge, dumme, heuchlerische Spießer, die die Dupierung gern und gut verdienen, hängen im Hause des Verstorbenen, der es in Amerika zum Millionär gebracht, bödsartig klatschend der Testamentsöffnung. Harmonisch klingt von draußen das Gelächere des unerschämten, Allen gründlich verhakten Hundeweis in das Gespräch der edlen Sippe. Grausame Enttäuschung stellt ihr bevor. Dykerpott hat seinen Diener und einen gelehrten Rechtsgelehrten zu Vormündern Strupps bestellt, die für den Hund als Anverwandten, so lange das Tier auf Erden wandelt, das hinterlassene Vermögen verwalten sollen. Auf dessen Tod erst können die Verwandten dann an die Reihe kommen, soweit sie sich nicht etwa zu geächteten Kränkungen Strupps hätten hinreichend lassen. Jeder beweert seine Neigung zu dem lieben Tiere. Am Tage hohlet man's und trachtet nachlicher Weise mit Rotengift ihm schände nach dem Leben. Umsonst! Erst ein leichtsinniger Reffe, der die Weltfriederei nicht mitgemacht, bringt das freche Schesufal, das ihm nicht Ruhe läßt, im Kampf mit einem wohlgezielten Dief zur ewigen Ruhe. Triumph der Anderen. Der dann bei der Eröffnung der geheimen Zusatzklausel abermaliger, noch schlimmerer Enttäuschung weicht. Der Erbfolger verfügt darin, daß, falls einer der Verwandten in offenem Aufreue gegen Struppische Tyrannie den Hund erschlägt, dieser Mutige das ganze Geld bekommen soll. Die Darstellung, auf resoluten Postentstil gestellt, verhält den Szenen, der Breiten ungeachtet, zu einem lauten Heiterkeitserfolg. In erster Reihe standen Herr Falkenstein als spindeblauer Kohlenhändler und Rosa Paletti als schwärzliche und immer aufgeregte Tante.

Deutsches Opernhaus: „Das goldne Kreuz“.

Von allen Musikwerten für die Bühne, die der mährische Klaviervirtuose Ignaz Brüll einst geschrieben hat, vermochte sich eigentlich nur diese 1874 entstandene Spieloper bis heute, vorzugsweise in der Gunst des Provinztheater-Publikums, zu behaupten. Der Weltkrieg bringt sie uns wieder nah. Und das ist begreiflich. Spielt doch die vom Direktor Hartmann auf die Gegenwart zurückgemodelte Geschichte zur Zeit des deutschen Freiheitskrieges. Es ist also eine nationalpatriotische Oper mit deutschen Soldaten, die, unter klingendem Spiel nach Frankreich hineinmarschieren, oder einzeln, wie der adlige Hauptmann Aulen und der Feldwebel Bombart, in die Handlung eingreifen. Dies Element bestimmt auch zu einem Teil den Charakter der Musik. Militärische Marschrhythmen und Chorlieder wirken noch heute erfrischend. Den Gegensatz bilden außerhört melodische Arien und humoristisch gefärbte Volksgesänge: alles hübsch instrumentiert — eben eine Spieloper nach altem Zuschnitt. Ranche Partie scheint sich doch schon überlebt zu haben — sie wirkt etwas einschläfernd-langweilig, trotz der Bemühungen, die die Spilleitung und Kapellmeister Krajselt darauf verwenden. Die Akteurlandschaft ist entzündend, die Volksszenen sind annehmbar arrangiert. Julius vom Scheidt gab den Feldwebel im ersten Akt stimmlich und darstellerisch hinreichend. Hernach trug er tremolierend dem trampelnden Kriegsinvaliden Rechnung. Zulu Raesser (Christine), schauspielerisch ohne Belang, lang dafür sehr schön. Rudolf Laubenthal (Gunttram von Aulen) desgleichen. Frisch war, wie immer, Eufriede Dorp als Theres. ck

Notizen.

— Ina Seidels innigwarmes Mutterlied steht in der an weichen Tönen reichen Sammlung ihrer „Gedichte“, die bei E. Fleischel u. Co. erschien.

— Vorträge. In der Urania wiederholt Dr. Pohle seinen Vortrag über „Die Einnahme von Riga“ am Montag, Mittwoch und Freitag. Am Sonntag, Dienstag, Donnerstag und Sonnabend „Das Oberengadin und der Spähen“. — Treptow, Sternwart. Dienstag, 7 Uhr, Dr. Ardenhold: „Saturn und sein Ringhystem“. Mittwoch, 8 Uhr, Jens Lügen: „Neuere Ansichten über Eigenheit und Sinnflur“.

— Die Bodenaussstellung im Kaiserin-Friedrich-Park (Zwischenplatz 2-4) wird vom Montag, den 24., an, dem Publikum zugänglich sein. Vorträge mit Führung finden am 24. und 28. September, abends 7 Uhr, statt.